

~ Susan Richards ~

NUR EINMAL NOCH DIE Frühlingssonne



DIE WAHRE GESCHICHTE
EINER HEILENDEN BEZIEHUNG
VON MENSCH UND PFERD

Weltbild

MiMe books

Eine tief berührende Lebenserzählung über Liebe, Verlust und Heilung

An einem kalten Märztag steht Susan Richards an einer Koppel, um ein misshandeltes, unterernährtes Pferd zu befreien. Noch ahnt sie nicht, dass sie dadurch auch ihr eigenes, von Schicksalsschlägen geprägtes Leben retten wird. Denn das Vertrauen und die Tapferkeit der Stute Lay Me Down lassen sie erfahren, wie tief greifend die Liebe das Leben verwandelt, wie sie Schmerz und Verlust überwinden lässt. So beweist sich Susan, dass sie nicht mehr davonlaufen wird – auch wenn das Leben sie gerade nicht mit Samthandschuhen anfasst...

Susan Richards

Nur einmal noch die Frühlingssonne

Die wahre Geschichte einer heilenden
Beziehung von Mensch und Pferd

Weltbild

Die Autorin

Susan Richards war 15 Jahre als klinische Psychotherapeutin und als Sozialarbeiterin tätig. Heute lehrt sie Kreatives Schreiben am Marist College und an der State University New York in Ulster und lebt in der Nähe von New York.

Die amerikanische Originalausgabe von Nur einmal noch die Frühlingssonne erschien 2006 unter dem Titel Chosen by a Horse bei Soho Press, New York, USA.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2006 by Susan Richards

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2008 by Integral Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Übersetzung: Gabriel Stein

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-356-4

Dieses Buch widme ich liebevoll Allie Dorion, meiner Nichte Marguerite sowie meinen Neffen Nate und Evan Richards, weil sie mein Herz mit Freude erfüllen.

Es war ein kalter Märztag und die Pferdekoppel der [SPCA*](#) war mit Schlamm bedeckt. Ich stand im Nieselregen fröstelnd am Zaun, mein Atem bildete einen grauen Dunst. In der Eile hatte ich das Haus ohne Hut und Handschuhe verlassen und auf meinem Weg zur Garage nur eine Windjacke vom Haken über der Treppe im Erdgeschoss gerissen.

Hätte ich innegehalten, um nachzudenken, wäre meine Reaktion genauso ausgefallen wie sonst, wenn ich von einer Bitte um Hilfe für kranke, von Menschen gequälte Tiere hörte: Ich hätte wohl keinen Finger gerührt oder vielleicht einen Scheck geschickt. Diesmal aber, als meine Freundin Judy mich anrief und mitteilte, die SPCA habe gerade vierzig misshandelte Pferde aus einer Traberzucht beschlagnahmt und bräuchte Hilfe, um sie unterzubringen, warf ich mir sofort die Jacke über und sprang ins Auto.

Ich weiß nicht, warum es diesmal anders war, warum ich augenblicklich beschloss, etwas zu tun, was ich vorher vermieden hatte. Ich war nicht gewohnt, an Rettungsaktionen teilzunehmen. Niemals sahen Freunde mein Gesicht, das ihnen zulächelte, wenn sie nach der Operation im Krankenhaus aufwachten. Ich war nicht diejenige, die sie anriefen mit der Bitte, sie zu fahren, um die Fäden ziehen zu lassen, Labortests, Röntgenaufnahmen oder irgendwelche Arzneien abzuholen. Ich hatte einen Horror vor Krankheiten, meinen eigenen und denen der anderen.

Warum also stand ich, mit einer so großen Abneigung gegen Leiden, hier am Zaun, um zwanzig ausgemergelte Zuchtstuten mit ihren Fohlen im Schlamm zu beobachten? Warum hatte ich auf diesen Anruf reagiert? Vielleicht war es einfach eine Reflexhandlung aus einer tiefen und beständigen Liebe zu Pferden, die auf mich kam durch meine Großmutter, eine furchterregende, manchmal unbarmherzige Frau, die seit meinem fünften Lebensjahr mein Vormund war. Wie immer zuckte ich zusammen, wenn ich mich ihrer erinnerte, zugleich aber beneidete ich sie um ihre inzwischen verschwundene Welt voller Ozeanriesen, Pullmans und – vor allem – Pferde. Als ich aufwuchs, gab es im Stall ihres Zuhauses in South Carolina noch seltsame Arten von Zaumzeug und reizende alte Kutschen, die dreißig Jahre lang nicht mehr benutzt worden waren. Bei deren Anblick fühlte ich mich betrogen, eben weil ich nicht in jener Zeit gelebt hatte, da die Pferdestärke das einzige Transportmittel bereitstellte.

Auf dem Speicher stand eine Truhe, angefüllt mit ihrer Reitkleidung und der ihrer Mutter: braune Lederstiefel zum Schnüren, handgearbeitet in England, Tweedjacken mit Lederknöpfen und eng auf Taille geschnitten, Kniebundhosen aus Leinen, mit Leder besetzt, sowie typische Reithosen, um die Hüften breit und um die Waden schmal.

Außerdem befand sich darin die schwere, wollene Livree eines Kutschers – mit silbernen Knöpfen, in die ein H für Hartshorne eingraviert war, der Mädchename meiner Großmutter und mein zweiter Familienname. Im Alter von sechs oder sieben Jahren stöberte ich in dieser Truhe, hob vorsichtig die brüchigen Stoffe mit ausgefransten Säumen und aufgelöstem Futter hervor. Einmal lag ein abgerissener Silberknopf der Uniform in meiner Hand; ich drehte ihn um, und auf der Rückseite stand: Höchste Qualität.

Ich steckte den Knopf in meine Tasche, und fünfunddreißig Jahre später hing er am Schwarzen Brett über meinem häuslichen Schreibtisch. Er ist klein und rund und ruft in mir mehr Bilder hervor als ein abendfüllender Spielfilm. Eine kurze Berührung, und schon

werde ich hineingezogen in die Welt der Pferde und Kutschen um das Jahr 1900: Verkehrsstockung mit Pferden, zusammengebrochene Pferde, am Bordstein abgestellte Pferde, Heu fressende Pferde, Pferde, deren Fell glänzt wie die gewachste Holztäfelung des Knickerbocker Clubs auf der Fifth Avenue, und Pferde so struppig wie Schnauzer. Eine andauernde Pferdeschau: jeden Tag, überall, die ganze Zeit.

Niemand anders als Großmutter hatte mir mein erstes Pferd geschenkt, als ich fünf war.

»Sie heißt Bunty«, verkündete sie und drückte mir den Strick in die Hand; dann schritt sie von der Weide und ließ mich mit meinem neuen Pony allein.

Das Ende des Stricks haltend, blickte ich argwöhnisch nach oben auf den fetten weißen Körper, ausgebreitet zwischen zwei Paar zottigen Beinen, mit einem Schweif hinten, der über den Boden wischte, und vorn mit dunklen, zusammengekniffenen Augen unter dicken Wimpern. Es war, als hätte man mich mit einer Kettensäge allein gelassen. Ich wusste, dass ich in tödlicher Gefahr schwebte, aber immerhin hielt ich ein Pferd am Strick. Mein Pferd. Das Beste, was mir je geschehen war. Gern würde ich sagen können, dass ich von Anfang an ein Naturtalent war, dass ich mich auf ihren Rücken schwang und, sie mit einer Weidenrute antreibend, in wildem Galopp über das Feld ritt. Doch in Wahrheit hatte ich keine Ahnung, was zu tun war. Zitternd stand ich in meinem Sommerkleidchen da, starrte auf das Pony, bis es einen Satz nach vorn machte und in den Babyspeck meines Oberarms biss.

Mit Bunty ging es nie viel besser. Trotzdem liebte ich sie: blind, hartnäckig während all der Jahre, in denen sie mich biss, herumstieß und bei Ponyschauen in Verlegenheit brachte, indem sie sich hinsetzte und verweigerte, die Reitbahn zu betreten oder zu verlassen. Gelegentlich verflog ihre schlechte Stimmung, und es war ein Vergnügen, sie zu reiten; meistens aber kamen mir ihretwegen die Tränen.

Im Alter von zehn Jahren erhielt ich einen Morgan-Wallach namens Alert; die Entdeckung, dass ein Pferd sanft und voller Zuneigung sein konnte, schockierte mich. Ich hatte nicht gemerkt, wie sehr ich eine Art Geisel gewesen war – und entwickelte, angefangen mit Alert, eine lebenslange Liebe zu Morgan-Pferden.

Wenn ich nun meinen Stall aufsuchte, begab ich mich in einen Zustand der Zeitlosigkeit: Der Silberknopf von der Uniform des Kutschers rief die ferne Vergangenheit wach, meine Kindheit und die Gegenwart – alle Zeiten verschmolzen zu einem einzigen Panorama mit Pferden. Ich besaß schon drei Pferde, und die Stunden, die ich mit ihnen verbrachte, stützten meinen Tag wie Pfeiler – immer wieder der gleiche Beginn und das gleiche Ende, egal, was dazwischen passierte. Dann, seit meinem vierzigsten Lebensjahr, bereiteten mir Rückenschmerzen zunehmend Sorgen. Was, wenn ich zu schwach würde, mich um meine Stute und die beiden Wallache zu kümmern? Was, wenn ich zu steif würde, was, wenn ich zu alt würde? Henry, mein Nachbar nebenan, hatte fünfundzwanzig Milchkühe. Er liebte jede wie eine Tochter. Doch spät in seinem achten Lebensjahrzehnt ergriff ihn das Alter. Eine Arthrose verdrehte ihm die Finger, und ein Emphysem raubte ihm den Atem. Ein Jahr lang kroch er auf Händen und Knien von Kuh zu Kuh, um sie zu melken. An dem Tag, da der große Viehtransporter seine Herde fortnahm, verbarg er das Gesicht hinter geschwollenen Händen und weinte. Bisweilen fürchtete ich, dass mir ein ähnliches Schicksal widerfahren könnte. Dennoch stand ich aufrecht, darauf wartend, die

Pflege für ein weiteres Pferd zu übernehmen, das dringend eine Unterkunft brauchte.

Neben mir am Zaun stand ein Mann, ein Freiwilliger der SPCA namens Ted, der geholfen hatte, diese Pferde zu konfiszieren. Nachdem ich die erforderlichen Papiere unterzeichnet und mich einverstanden erklärt hatte, eine Stute in Obhut zu nehmen, ging er mit mir nach draußen, um sie zu finden und für die Fahrt zu meiner Farm in den Anhänger zu treiben. Ted trug weder Mantel noch Hut, nur eine Bluejeans sowie ein kariertes Flanellhemd, und war von den ledernen Arbeitstiefeln bis zum unrasierten Kinn mit Schlamm bespritzt. Sein brauner Pferdeschwanz, dunkel und nass herabhängend, kräuselte sich zwischen den Schulterblättern. Er wischte die Regentropfen von der Brille, sodass auf den dicken Zweistärkengläsern schmierige Spuren zurückblieben. Im einen Ohr trug er einen kleinen goldenen Knopf, und als ich mich ihm näherte, um auf die Liste zu schauen, die er aus seiner hinteren Hosentasche gezogen hatte, roch ich Nikotin. Mit seinem dicken, am Nagel abgekauten Zeigefinger fuhr er über die Liste auf dem Computerausdruck und stoppte bei der Nummer zehn.

»Da ist sie.« Er tippte auf das Papier. »Current Squeeze.«

Es war seltsam, unbesehen ein Pferd zu erwerben, indem man dessen reizvollen Namen auf einer Liste mit beschlagnahmten Waren auswählte, die das Ulster County Sheriff's Department erstellt hatte. Die ganze Situation war seltsam. Ich wusste über die Pferderasse Standardbred nur, dass es sich um Rennpferde mit einem lang gezogenen Körper handelte, die »Amerikanische Traber« genannt wurden, eben weil sie im Trab liefen. Aber ich hätte nicht gewusst, worauf bei ihnen genau zu achten ist – abgesehen von einem guten Allgemeinzustand und angenehmen Temperament, was hier allerdings überhaupt keine Rolle spielte. Mein engster Kontakt mit einem Amerikanischen Traber hatte sich auf den flüchtigen Blick beschränkt, den ein braunes Augenpaar gelegentlich aus dem Fenster eines Pferdeanhängers warf, wenn dieser mit einem auf dem Dach befestigten und elegant wirkenden Sulky über die Schnellstraße zur Rennbahn fuhr.

Mit nichts als einer Liste vor mir hatte ich demnach jenen Namen ausgesucht, der wohl der lustigste war, den man über eine Weide rufen konnte. Das hatte ich innerlich schon ein wenig geübt: Current Squeeze! Curry! Squeezy! Für Pferdemenschen sind Namen wichtig. Es ist schwierig, den jeweils passenden zu finden. Obwohl ich fast während meines ganzen Lebens Pferde hatte, bot sich mir nur einmal die Gelegenheit, selbst einen zu geben. Das war fünfzehn Jahre zuvor gewesen, als ich mich scheiden ließ und die Anwälte darüber stritten, wer die Pferde bekommen würde. Wir besaßen mehrere Pferde, auch die Morgan-Stute Georgia. Nach einem Jahr Feilschen bekam ich sie schließlich zugesprochen – und stellte überrascht fest, dass sie trächtig war: das Ergebnis eines unvorhergesehenen Besuchs von einem Morgan-Hengst aus der Nachbarschaft. Mein Exmann wäre nie damit einverstanden gewesen, mir Georgia zu überlassen, wenn er gewusst hätte, dass ich zwei Pferde für den Preis von einem erhielt. Als dann wenige Wochen nach Georgias Überführung in meinen neuen Stall ihr Fohlen zur Welt kam, nannte ich es »Sweet Revenge« (Süße Rache). Ich behielt Sweet Revenge lange genug, um sie zu satteln und einzureiten. Im Alter von vier Jahren gab ich sie der halbwüchsigen Tochter einer Freundin, für die das Reiten zu einer so ernstesten Angelegenheit geworden war, dass sie nun das Recht hatte, ihr eigenes Pferd zu besitzen.

Ich besaß immer noch Georgia, die in diesem Frühjahr achtzehn Jahre alt würde. Unterdessen hatte ich zusätzlich Hotshot und Tempo erworben, zwei Wallache mit guten Reiteigenschaften, beide weit über zwanzig Jahre alt. Diese drei bildeten meine kleine Pferdefamilie, vollkommen nach Zahl und Temperament. Sie hatten die »Hackordnung« schon Jahre vorher unter sich festgelegt, und jedes Pferd kannte seinen Platz. Nur selten flogen die Fetzen, und noch seltener floss Blut; wahrscheinlich wäre es ohne Georgia überhaupt nie dazu gekommen, denn sie biss Hotshot manchmal, weil sie eine Stute war, und Stuten tun das nun einmal. Hotshot ließ sie gewähren, da er ihr treu ergeben war.

Nie hätte ich daran gedacht, mir ein viertes Pferd zuzulegen, ich wollte kein viertes Pferd. Ich war dreiundvierzig, lebte allein, hatte eine lädierte Bandscheibe, die mich seit zwei Jahren davon abhielt, schneller zu reiten als im Schritt, und verdingte mich fünf Tage pro Woche als Sozialarbeiterin. Ungeachtet dessen stand ich hier und dachte über reizvolle Pferdenamen auf einer Behördenliste nach.

Ted und ich blickten mit zusammengekniffenen Augen über die Koppel in das Gewirr zwanzig großer brauner Stuten, die mit ihren Fohlen an der Seite innerhalb des Zaunes zitterten. Wir versuchten, ein Messingschild mit der Nummer zehn auszumachen, das an dem abgenutzten Halfter hängen musste. Die Stuten mühten sich auf geschwollenen Gelenken durch den Schlamm, geschwächt durch Unterernährung, Misshandlung und unbehandelten Verletzungen, die sie sich bei Rennen zugezogen hatten. Die Beine und Flanken vieler Pferde waren mit offenen nässenden Wunden übersät. Alle keuchten und husteten infolge von Atemwegserkrankungen, und aus Augen und Nasen sickerte grüner Schleim.

Welchem Elend sie auch entronnen sein mochten – es gab noch weiteres Leiden auf dieser überfüllten, schmutzigen Koppel, wo man zwischen Schlamm und Dung nicht mehr unterscheiden konnte. Die SPCA war trotz ihrer guten Absichten einfach überfordert. Kein großer Stall oder Schuppen war vorhanden, um die kranken Pferde vor Kälte und Regen zu schützen. Der kleine Stall bei der Koppel bot nur Platz für vier Boxen, in denen bereits Pferde standen, die vor der Ankunft dieser neuen Gruppe beschlagnahmt worden waren. Die SPCA hatte nie den Plan, diese bei sich aufzunehmen, hoffte aber aufgrund des morgens durch Radio und Fernsehen verbreiteten Appells, sie alle am gleichen Tag in Pflegestellen oder Farmen unterzubringen, bis über ihr Schicksal vor Gericht entschieden würde. Mit etwas Glück sollte kein Pferd auch nur eine Nacht auf dieser Koppel verbringen.

Es war ausgeschlossen, auf irgendeinem Schild die Zahl zu lesen. Die Tiere drängten sich auf der gegenüberliegenden Seite der Koppel zusammen, so weit wie möglich entfernt von den beiden Menschen am Zaun. Angesichts dieses anomalen Verhaltens und dessen eigentlicher Ursache fühlte ich eine Welle bebenden Zorns in mir aufsteigen. Pferde, die gut behandelt werden, rennen vor unsereinem nicht weg. Nie hatte ich gesehen, dass ein domestiziertes Pferd so auf Menschen reagiert – und hier waren vierzig davon, die sich an den fernen Zaun kauerten, als wären wir gekommen, um sie zu erschießen.

Weitere Freiwillige der SPCA tauchten auf, zwei Frauen, die uns helfen sollten, Current Squeeze sowie ihr Fohlen zu finden und in den offenen Anhänger zu treiben, der vor dem

Gatter der Koppel stand. Ted stieg über den Zaun und schloss sich den beiden an, die knöcheltief im Schlamm versanken und mit den Armen ruderten, um die Pferde voneinander zu trennen, sodass sie zwischen ihnen das Schild mit der Zahl zehn aufspüren konnten. Die Tiere schienen förmlich zusammengebunden zu sein, als sie sich in engen Kreisen bewegten. In ihrer Panik fielen einige auf die Knie, unfähig, die in den saugenden Schlamm eingeschlossenen Hufe zu heben. Manche der gestürzten Stuten stöhnten, als sie mühsam auf die Beine zu kommen versuchten, nur um dann durch die verzweifelten Bewegungen der Tiere ringsum erneut niedergerissen zu werden. Das schrille Wiehern der Fohlen, die kurzzeitig von ihren Müttern getrennt waren, verstärkte noch den Schrecken. Ich konnte diesem Drama keine Minute länger zusehen.

»Kümmern Sie sich nicht um Current Squeeze«, rief ich. »Ich nehme irgendein anderes.«

Kurz darauf stolperte eines der kastanienbraunen Skelette die Rampe des Anhängers hinauf, gefolgt von einem mit Schlamm bedeckten Fohlen. Ted kletterte ihnen hinterher, befestigte die gummibeschichtete Schutzkette vor dem Ausgang, zog die Rampe hoch und arretierte sie. Erneut holte er die Liste aus seiner Gesäßtasche hervor, ging in den vorderen Teil des Anhängers und verschwand für einige Augenblicke. Als er wieder zum Vorschein kam, sprang er auf den Kotflügel und verkündete mir lauthals die Botschaft über die Koppel hinweg.

»Lay Me Down«, schrie er, die Liste schwenkend. »Sie heißt Lay Me Down.«

Wenn das einzige Kriterium für die Auswahl eines Pferdes in dessen Namen bestünde, so hätte ich mir hier eine Verliererin eingehandelt. Lay Me Down (Leg mich hin)? Das war kein Name, sondern die Formel eines Gebetes, das man den Kindern abends vor dem Einschlafen vorsagt. In anderem Zusammenhang – sagen wir, über eine Wiese gerufen – klang es sogar wie eine etwas vulgäre Aufforderung: Lay Me Down! Lay Me! Was würden da die Nachbarn denken? Einem Pferd einen solchen Namen zu geben, war fast ebenso schändlich, wie ihm kein Futter zu geben. Man konnte daraus noch nicht einmal einen Spitznamen ableiten. Aber es war zu spät. Lay Me Down befand sich schon im Anhänger; das war nicht der Moment, viel Wirbel um einen Namen zu machen.

Der Parkplatz füllte sich allmählich mit Anhängern, da immer mehr Menschen eintrafen, um Pferde mitzunehmen. Die SPCA war vollauf damit beschäftigt, diese bewegenden und zugleich erdrückenden Reaktionen auf ihren ausgestrahlten Appell in den Griff zu bekommen. Ich musste sofort Platz machen für jemand anderen, der ein weiteres Pferd aufladen wollte. Die Zeit drängte. Jedes Pferd war in einem kritischen Zustand und musste dringend medizinisch versorgt werden; diese Verantwortung hatten alle Personen übernommen, die eines davon zu pflegen bereit waren. Genau das war jener Teil der Aufgabe, vor dem ich am meisten zurückschreckte. Meine krankhafte Angst vor der Medizin. Seit der Geburt von Georgias Fohlen hatte ich, auf strikte Einhaltung der ärztlichen Routinebesuche für ein gesundes Pferd bedacht, immerhin einmal im Jahr den Veterinär wegen der Impfungen herbeigerufen.

»Wir sind bereit abzufahren«, rief eine etwa dreißigjährige blonde Frau namens Laura mir zu, während sie ins Führerhaus des Transporters stieg, der Lay Me Downs Anhänger ziehen würde. Sie hatte den Appell vor dem Fernseher sitzend vernommen und daraufhin

die Benutzung ihres Fahrzeugs angeboten. Ich war ihr zum ersten Mal begegnet, als ich im Gebäude die Papiere unterzeichnete. Sie selbst könne kein Pferd mehr unterbringen, erklärte sie, denn sie habe schon zu viele.

Ich ging zu meinem Wagen, eher erleichtert, dieses Zentrum der Fürsorge und der Sachkenntnis zu verlassen und mich auf eigene Faust um zwei kranke Pferde zu kümmern. Was dachte ich mir bloß dabei, zwei Tiere aufzunehmen, die ich vielleicht nächste Woche in einem der hinteren Felder begraben musste?

Ich fuhr zum Eingangstor und wartete, dass Lauras grüner Transporter im Rückspiegel auftauchte. Die Heimfahrt würde dreißig Minuten dauern, eine Dreiviertelstunde, wenn ich mein Tempo dem des Transporters anpasste. Dort angekommen würde ich sogleich meine Freundin Allie anrufen. Wenn jemand mir helfen konnte, die Stute und ihr Fohlen am Leben zu erhalten, dann Allie.

*Society for the Preservation of Cruelty of Animals; gemeinnützige Organisation, die sich dem Schutz der Tiere widmet.